

Dieter Kimpel (Hg.)

Mehrsprachigkeit in der deutschen
Aufklärung



Meiner

Studien zum
achtzehnten Jahrhundert
Band 5

MEHRSPRACHIGKEIT
in der deutschen Aufklärung
Herausgegeben von Dieter Kimpel



STUDIEN ZUM ACHTZEHNTEM JAHRHUNDERT
Herausgegeben von der Deutschen Gesellschaft
für die Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts
Band 5

FELIX MEINER VERLAG · HAMBURG

MEHRSPRACHIGKEIT IN DER DEUTSCHEN AUFKLÄRUNG

Herausgegeben von Dieter Kimpel

FELIX MEINER VERLAG · HAMBURG

Im Digitaldruck »on demand« hergestelltes, inhaltlich mit der ursprünglichen Ausgabe identisches Exemplar. Wir bitten um Verständnis für unvermeidliche Abweichungen in der Ausstattung, die der Einzelfertigung geschuldet sind. Weitere Informationen unter: www.meiner.de/bod.

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://portal.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-7873-0624-4

ISBN E-Book: 978-3-7873-3051-5

© Felix Meiner Verlag GmbH, Hamburg 1985. Alle Rechte vorbehalten. Dies gilt auch für Vervielfältigungen, Übertragungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten. Gesamtherstellung: BoD, Norderstedt. Gedruckt auf alterungsbeständigem Werkdruckpapier, hergestellt aus 100% chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany. www.meiner.de

Inhalt

Vorwort	VII
<i>Dieter Kimpel</i> (Frankfurt am Main) Zur Einführung	1
<i>Helmut Henne</i> (Braunschweig) Innere Mehrsprachigkeit im späten 18. Jahrhundert Argumente für eine pragmatische Sprachgeschichte	14
<i>Georg Objartel</i> (Braunschweig) Studentische Kommunikationsstile im späteren 18. Jahrhundert	28
<i>Wilfried Seibicke</i> (Heidelberg) Von Christian Wolff zu Johann Beckmann Fachsprache im 18. Jahrhundert	42
<i>Horst Dieter Schlosser</i> (Frankfurt am Main) Sprachnorm und regionale Differenz im Rahmen der Kontroverse zwischen Gottsched und Bodmer/Breitinger	52
<i>Jürgen Wilke</i> (Mainz) Zeitungssprache und Zeitungswörter im 17. und 18. Jahrhundert	69
<i>Alan Kirkness</i> (Mannheim) Sprachreinheit und Sprachreinigung in der Spätaufklärung Die Fremdwortfrage von Adelung bis Campe, vor allem in der Bildungs- und Wissenschaftssprache	85
<i>Joachim Gessinger</i> (Berlin) Das Fremdsprachenproblem im Unterricht an den Schulen	105
<i>Günter Häntzschel</i> (München) Die Ausbildung der deutschen Literatursprache des 18. Jahrhunderts durch Übersetzungen. Homer-Verdeutschungen als produktive Kraft	117
<i>Bernd Spillner</i> (Duisburg) Französische Grammatik und französischer Fremdsprachenunterricht im 18. Jahrhundert	133
<i>Edgar Mass</i> (Köln) Die französische Presse im Deutschland des 18. Jahrhunderts Köln, ein unrepräsentatives Beispiel	156

<i>Bernhard Fabian</i> (Münster) Englisch als neue Fremdsprache des 18. Jahrhunderts	178
<i>Jürgen Klein</i> (Siegen) Ansätze zur Begründung einer allgemeinen Wissenschaftssprache bei Thomas Hobbes, John Locke und Johann Heinrich Lambert	197
<i>Dieter Cherubim</i> (Braunschweig) Sprachgeschichtliches Resümee der Tagung: Würdigung und Kritik	222
Namenverzeichnis	233

Vorwort

Der vorliegende fünfte Band der »Studien zum 18. Jahrhundert« enthält Vorträge, die aus Anlaß der sechsten Jahrestagung der »Deutschen Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jahrhunderts« vom 18. bis 20. November 1981 in der Herzog August Bibliothek zu Wolfenbüttel unter dem Arbeitstitel »Sprachen im 18. Jahrhundert« gehalten und diskutiert worden sind. Die Beiträge von Alan Kirkness und Jürgen Klein waren für die Veranstaltung zwar vorgesehen, konnten aber wegen Unabkömmlichkeit der beiden Autoren an Ort und Stelle nicht verhandelt werden. Das Resümee von Dieter Cherubim am Ende des Bandes vereinigt gleichwohl alle dreizehn Aufsätze, nicht der Programmfolge, sondern dem inneren Verlauf des gelehrten Gesprächs entsprechend, zur Gesamtvorstellung eines ergiebigen Forschungsfeldes, das nun mit der Überschrift »Mehrsprachigkeit in der deutschen Aufklärung« präziser gekennzeichnet ist.

Als Herausgeber möchte ich zunächst den Referenten und allen Teilnehmern für eine anregend gehaltvolle und nicht minder gesellige Tagung danken; den Herren des Vorstands, besonders Rudolf Vierhaus, dem derzeitigen Präsidenten der »Deutschen Gesellschaft« sowie deren Sekretär Gotthardt Frühsorge für die umfassende Hilfe bei der Organisation und Durchführung. Wertvolle Hinweise von Helmut Henne sind in die Programmgestaltung eingegangen. – Allen Beteiligten ist klar, daß die Planung und Publizierung von Kongressen oder Symposien dieser Art ohne die großzügige materielle Unterstützung durch gemeinnützige Verbände undenkbar wäre: wir verdanken sie dem »Stiferverband für die Deutsche Wissenschaft« sowie dem Förderungs- und Beihilfefonds Wissenschaft der »VG Wort«.

Wer jemals Gast der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel und ihres Direktors, Paul Raabe, gewesen ist, der weiß den *genius loci* zu schätzen, der den vielfältigen Initiativen dieses Hauses die unerschöpfliche Frische, den Witz und die Urbanität verleiht. Auch diesmal haben wir diese Tugenden des wissenschaftlichen Umgangs wieder dankbar erfahren.

Dieter Kimpel

Dieter Kimpel (Frankfurt am Main)

Zur Einführung

Das so unverfänglich formulierte Rahmenthema dieser sechsten Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft enthält systematische und historische Problemaspekte, deren Bedeutung für die deutsche Aufklärung ich einleitend andeuten möchte. Das geschieht auch in der Hoffnung, die Programmankündigung durchsichtig zu machen auf gewisse Differenzierungs- und Auswahlkriterien hin, von denen die Planung zwar ausgegangen ist, die aber nun – nicht zuletzt aus Gründen themenspezifischer Komplexität – der gedruckten Vortragsfolge kaum noch anzusehen sind.

Der Epoche von Descartes bis Kant gelingt nicht nur am Leitfaden der Erkenntnistheorie die Entfaltung neuzeitlicher Subjekt- oder Reflexionsphilosophie. Im Horizont des transzendentalistischen Gedankengangs um *quaestio facti* und *quaestio juris* ist zugleich die Frage nach dem Vermittlungscharakter der Erfahrung unabweisbar gestellt, liegt der Hinweis auf Sprachlichkeit als der spezifischen Form menschlicher Weltaneignung nahe. Seit Leibniz steht dieser Problemzusammenhang von Erkenntniskritik und Sprachkritik auf einem methodischen Niveau für die deutsche Aufklärung zur Diskussion. Und zwar innerhalb der *ars combinatoria* vom Grundgedanken der Universalcharakteristika aus in logisch analytischer Fassung: »Bei derselben Gelegenheit fiel es mir ein, daß Begriffe, wenn man sie richtig auflöst und in Ordnung bringt, durch Zahlen dargestellt werden können, und ich sah, daß dann so behandelte Wahrheiten, soweit sie von der Vernunft abhängen, durch Rechnung prüfbar sein können.«¹ Darüber hinaus exponiert Leibniz das Verhältnis von Erkenntniskritik und Sprachkritik innerhalb des Entwurfs der *Monadologie* vom Repräsentationsbegriff aus in vordialektisch ganzheitlicher Fassung: »Es ist bekannt, daß die Sprache ein Spiegel des Verstandes ist, und daß die Völker, wenn sie den Verstand hoch schwingen, auch zugleich die Sprache wohl ausüben.«²

Wissenschaftstheoretische Versuche der Gegenwart, die Leibniz zu ihrem Vorläufer oder allgemein zum Ahnherm der formalen Linguistik erklären, übersehen, daß sein Lieblingsgedanke der *scientia generalis* als ein Teil der *ars inveniendi*, der Erfindungskunst, zu gelten hat, die wiederum das den vernünftigen Seelen im physikalischen und moralischen Bereich menschenmögliche Begreifen methodisch absichern soll. Insoweit also gehören die beiden von mir als logisch analytisch und ganzheitlich bezeichneten Fassungen des Verhältnisses von Erkenntniskritik und Sprachkritik bei Leibniz zusammen. Und doch sind sie im 18. Jahrhundert durch Christian Wolff sowie durch dessen Anhänger und Kritiker verschieden stark gewichtet, jedenfalls zeitlich aufeinander folgend und gegeneinander ausgespielt, rezipiert worden. Der Vorgang ist für die deutsche Sprach-

geschichte des 18. Jahrhunderts nach verschiedenen Seiten hin praktisch folgenreich; ich komme darauf zurück.

Zunächst bleibt festzuhalten, daß Leibniz mit seinen *Unvorgreiflichen Gedanken* zur Sprachpflege des Deutschen bestimmte historische Sachverhalte anspricht. Aufgrund der im Westfälischen Frieden zu Osnabrück festgeschriebenen »ständischen Libertät«, des zugestandenen Vorrangs der Territorialstaatlichkeit, der damit verbundenen chronischen Verfassungsschwäche des Reichs sowie eines regional zerklüfteten Sprachgebiets und der daraus resultierenden Anfälligkeit für Fremdsprachengebrauch, drohte der Nation politisch und kulturell eine von Gelehrten und Schriftstellern gleichermaßen schmerzhaft empfundene fatale Alternative: Provinzialismus oder Fremdbestimmtheit. Da der Schritt zum modernen Zentralstaat nicht gelungen, der nationale Zusammenschluß ausgeblieben war, liefen die Ausgleichsbemühungen der neuhumanistisch aufklärerischen Intelligenz im Deutschland des ausgehenden 17. und des 18. Jahrhunderts weithin darauf hinaus, die entrückte politische Einheit zumindest als Motiv eines bildungsrelevanten Gemeinns (sensus communis) aufrechtzuerhalten. Dazu freilich bedurfte es der Inangriffnahme des Vermittlungsproblems, d. h. der durchgreifenden Sprachreform.

Leibniz, Thomasius, Wolff, Gottsched – Personen also, die sowohl in den älteren humanistischen Lehrstücken als auch in den neueren erfahrungskundlichen Disziplinen zu Hause waren, standen nach Luther, Opitz und den barocken Sprachgesellschaften für die eindrucksvolle patriotische Bewegung ein, die im 17. und 18. Jahrhundert nicht müde wurde, das europäische Gesamtproblem der Deutschen in ihrer Muttersprache zugänglich zu machen. Da das neben der Regulierung regionalsprachlicher Sonderansprüche vor allem ein Zurückdrängen dominierender Fremdsprachen, besonders des gelehrten Latein und des höfischen Französisch, bedeutete, galt den Genannten die deutsche Sprachgemeinschaft bzw. die nationale Sprachnorm des Deutschen als erklärtes Ziel.³

Die in jüngster Vergangenheit des ideologischen Verfalls verdächtigten Begriffe »nationale Sprachnorm« oder »Sprachgemeinschaft« müssen dem historischen Befund zufolge nach zwei Seiten vor Mißverständnissen geschützt werden. Erstens bezeichnen sie die formalen Voraussetzungen, unter denen die in anderen Kultursprachen damals längst heimische abendländische Tradition auch innerhalb des zerstrittenen deutschen Sprachgebiets angeeignet und diskutiert werden konnte. Deshalb tragen diese Begriffe ursprünglich weltoffene und nicht nationalstaatliche Züge. – Zweitens ging die damit verbundene politische Intention, Behauptung des Anspruchs auf nationale Einheit durch Sprachgemeinschaft, davon aus, daß allein die gewissenhafte und vollständige Aufnahme der tradierten wissenschaftlichen und kulturellen Standards in Europa, nicht etwa deren Distanzierung oder Nivellierung, einem dauerhaften Bewußtsein möglicher Sprach- und Bildungsgemeinschaft über territoriale und ständische Schranken hinaus förderlich sein könne. Deshalb ist der den beiden Begriffen implizite moraldidaktische Auftrag ursprünglich nicht Partikularinteressen verpflichtet, sondern ständeübergreifend und gesellschaftsintegrativ gemeint.

Eindringlich empfiehlt Leibniz die annehmliche und nützliche Ausgestaltung der deutschen Sprache, man möge sie nach Maßgabe der bis dahin fremdsprachlich überlieferten Künste und Wissenschaften gemeinschaftsbildend und gemeinverständlich üben; damit »unser Volk« nicht der Sklaverei verfallt: »[. . .] unsre Art zu leben, zu reden, zu schreiben, ja sogar zu denken, nach fremden Willen einzu richten. [. . .] Gott wende diese Ahnung in Gnaden ab, damit es ja nicht, nachdem es nun fast danach ist, daß die Sprache zugrunde gerichtet, um die deutsche Freiheit geschehen sein möge.«⁴ – Gleichen Sinnes sind die Motive, die Thomasius 1687 an der Leipziger Universität zur Vorlesungsankündigung in deutscher Sprache veranlassen und Christian Wolff dazu bestimmen, die deutsche Systemredaktion seiner Schulphilosophie der lateinischen vorauszuschicken. – Das Zitat zeigt an, daß für Leibniz im Lichte der diskutierten Fremdsprachen- oder Muttersprachenvermittlung die Aneignung von Erfahrungswissen mit der Frage möglicher Eigenständigkeit im Sinne staatsbürgerlichen Selbstbewußtseins eng verbunden ist. Indem er Erkenntnislogik und Freiheitspostulat, Verstandesleistung und Motivationsvermögen der Pflege des Deutschen als lohnende Ziele vorstellt, kommt der Begriff einer gemeinnützigen Sprachbildung auf den Weg, der nicht nur, wie der Autor hofft, »allen Wissenschaften, Künsten und Geschäften dient«, sondern auch aufmerksam darauf sieht, wie Menschen und Bürger in Gesellschaft und Staat nach Grundsätzen der praktischen Vernunft, d. h. moralisch und politisch miteinander verfahren und umgehen:

»Es ist aber bei dem Gebrauch der Sprache auch dieses sonderlich zu betrachten, daß die Worte nicht nur der Gedanken, sondern auch der Dinge Zeichen sind, und daß wir Zeichen nötig haben, nicht nur unsere Meinung andern anzudeuten, sondern auch unsern Gedanken selbst zu helfen [. . .].

Ich will all das, so daran hängt, jetzt nicht abhandeln, sondern allein bemerken, daß die rechte Verstandesübung sich finde nicht nur zwischen Lehrenden und Lernenden, sondern auch vornehmlich im gemeinen Leben unter der großen Lehrmeisterin, nämlich der Welt oder Gesellschaft vermittelt der Sprache, so die menschlichen Gemüter zusammenfügt.«⁵

Würdigt man die sprachtheoretischen Schriften Leibnizens prinzipiell, das gilt für die aus dem handschriftlichen Nachlaß stammenden lateinischen Entwürfe aus den Jahren 1678 bis 1686 zur »*Scientia generalis*«, das gilt besonders für die *Ermahnung* (1683) und die *Unvorgreiflichen Gedanken* (1697) bis hin zu dem, was sich aus den *Nouveaux essais sur l'entendement humain* (1703/04) und aus der *Monadologie* (1714) an wichtigen Einsichten zum Verhältnis von Erkenntniskritik und Sprachkritik erschließen läßt, dann bleibt als Hauptthese, daß der Muttersprache in ihrem logisch analytischen Organon-Charakter und in ihrer umfassend kommunika tionsstiftenden oder gemeinschaftsbegründenden Bedeutung gegenüber allen denkbaren Fremdeinflüssen der Vorrang gebührt. Vordringlich scheint ihm die Aufgabe, derzufolge das Deutsche vor allem bemüht sein müsse, den Siegeszug der exakten Naturwissenschaften nach dem Vorbild der führenden europäischen Kulturnationen sprachbildend nachzuvollziehen. Es sei nichts verloren, wenn das auf Kosten der poetischen Auszierung und der Rhetorik geschehe: »[. . .] dieweil

man ungeachtet des Namens der ›fruchtbringenden Gesellschaft‹ sich gemeinlich nur mit solchen Gewächsen beholfen, welche zwar Blumen bringen, aber keine Früchte tragen; die Blumen der zierlichen Einfälle ihre Annehmlichkeiten gleichsam unter den Händen verlieren und bald Überdruß machen, wenn sie nicht einen nährenden Saft der unvergänglichen Wissenschaften in sich haben.«⁶ Nicht von ungefähr bleibt in der neuen Hierarchie nennenswerter Attribute der Rede gegenüber *claritas* und *veritas* für *elegantia* nur der letzte Rang.

Angesichts der nomologisch pragmatischen Tendenz der Epoche, die sich anschickt, die Bewegungsgesetze der Natur zu ergründen und damit die Schöpfungsordnung zu rekonstruieren, sind die metaphysischen Gedichte des Barock ihrem erklärten Wesen nach, d. h. *via eminentiae*, durch sprachliche Steigerung des Prädikats am Gottesglauben auch in einer sündhaft abgefallenen Welt festzuhalten, nachträglich fast dem Verdacht des Obskurantismus ausgesetzt. Die Schulrhetorik, vormals Fundament der Lehre vom Menschen und seines Sprachvermögens, wird nun als Instrument der Re-Mythisierung abgetan, vermeintlich unfähig dem neuen Wahrheitsbegriff der Aufklärung dienlich zu sein. So jedenfalls verstehe ich die einvernehmlichen Äußerungen von Leibniz, Thomasius, Wolff, die Sprachen seien für den sich aufklärenden Menschen nicht Selbstzweck im Sinne eingebildeter Analogie zur Offenbarung, also »verborgene Theologie und Unterricht von Göttlichen Sachen« (Martin Opitz⁷), sondern universale Vermittlungsinstanz, um die neuen Realien klar und deutlich vorzustellen und diesseitsgläubig zu nutzen.

Wolff ist die eingeschlagene Richtung konsequent weitergegangen. Wie Leibniz von der Mathematik fasziniert stand ihm der Erkenntnisstolz allemal besser zu Gesicht als die fromme Demut. Er erhoffte von der naturwissenschaftlichen Methode der Genauigkeit und Folgerichtigkeit auch die Regulierung der staatlichen Verfaßtheit und Ordnungsprinzipien für die gesellschaftliche Lebenswelt. In diesem »grellen Aberglauben des Verstandes« (Hegel) ist sich das Kalküldenken von Wolff bis Popper einig.⁸ Die unbesorgte Übertragung nomologischer Rationalität auf hermeneutische Sachverhalte, die Leibniz – wider besseres Prinzipienwissen – aus seiner Einschätzung zeitgeschichtlicher Notwendigkeiten heraus begünstigte, erhielt mit der durch Wolff autorisierten Begriffs- und Urteilsanalytik vorübergehend den universalen Geltungsanspruch, der über Zustimmung und Widerspruch die Entfaltung der deutschen Wissenschafts-, Literatur- und Fachsprache nachhaltig beeinflußt hat.

Den Forschungsbeiträgen von Piur, Wundt, Blackall, Seibicke u. a.⁹ folgend sehen wir heute in Christian Wolff wenn nicht den Schöpfer so doch den Lehrmeister und Stabilisator einer wissenschaftlichen Terminologie in deutscher Sprache. Wenn die Zeitgenossen Meißner (*Wörterbuch der Wolffschen Kunstwörter*, 1737), Gottsched, Breitinger, später Ludovici und Platner meinten, die meisten philosophischen Termini seien von Wolff geschaffen, so stimmt das insoweit, als Wolff die überwiegend schon vor ihm belegbaren Worte erst zu Begriffen gemacht hat, die nach diesem Vorgang innerhalb der gelehrten Diskussion des 18. Jahrhunderts Bürgerrecht besitzen. Die *Ausführliche Nachricht von seinen eigenen Schriften*, die er in

deutscher Sprache von den verschiedenen Teilen der Welt-Weisheit herausgegeben (1726) nennt einige Vorsätze der mit großer Sorgfalt und nicht minderem Stehvermögen bewältigten Kärner-Arbeit. Sie betreffen Worterklärungen und Begriffsdefinitionen, die Abgrenzung gleichgültiger Vokabeln (der berüchtigten Synonyma) und der Analogiebildungen, die differenzierte Bestimmung der Abstrakta sowie deren Befreiung von metaphorischen Assoziationen, die flexible Beibehaltung naturalisierter Fremdwörter gegenüber spitzfindig kuriosen Lehnübertragungen, schließlich die lexikalische Erfassung wichtiger deutscher Begriffe mit ihren lateinischen Entsprechungen (wie sie das Glossar der *Deutschen Logik* ausweist). – Dem Methodenideal der Schulphilosophie entspricht neben der Begriffsfixierung die standardisierte Diktion, die an den Elementarformen der syllogistischen Logik (Begriff, Urteil, Schluß) orientiert ist. Danach besteht Wissenschaft in der Fertigkeit des Verstandes, alle Behauptungen aus zureichenden Gründen zu deduzieren und die der logischen Begriffs- und Urteilsanalyse widerspruchsfrei entstammenden Hypothesen empirisch zu überprüfen.

Mit den beiden sprachtheoretischen Vorgaben seines Werks, der Begriffsdefinition und der syllogistischen Syntax, der Bereitstellung von Zeichenlehre und Operationsregeln, gelang Wolff eine terminologische Grundlegung *more mathematico*, die vor allem dem in Realschule und Reformuniversität institutionalisierten Wissenschaftsverständnis der deutschen Aufklärung zugute kam.¹⁰ – Die gewiß außer Streit gestellte Leistung des schulphilosophischen Systems als Voraussetzung der Lehr- und Lernbarkeit zeitgenössischer Wissenschaftsergebnisse und deren praktischer Nutzung hat freilich noch eine andere Seite. Mit dem definitivischen und logisch analytischen Organisationswillen Wolffs wurde die aufklärerische Sprachkritik vor ein neues Problem gestellt.

Den Wissenschaftssprachen und den Fach- oder Berufssprachen allgemein, besonders denjenigen, die dem mathematischen Gesetzesbegriff folgen und am technologischen Wandel von der vorindustriellen zur industriellen Produktionsweise beteiligt sind, ist eine starke Tendenz zur Formalisierung und ein daraus resultierender Grad der Normierung eigentümlich. Wer an präziser Tatsachenfeststellung, zuverlässiger Hypothesenüberprüfung, an Planbarkeit, Effektivität und Technologie-Transfer interessiert ist, der wird auf eine Begrifflichkeit achten, die weniger dem lebenswirklichen Kontext naturwüchsiger Umgangssprache, der Lebensfristung im mitmenschlichen Sinne, der unmittelbaren Beziehung der Arbeiter zur Arbeitswelt (wie noch in der Handwerkersprache nachweisbar), dem kommunikativen Handeln gewisse Rücksichten zollt, als vielmehr der axiomatischen Konstruktion und der (weil weniger störungsanfälligen) möglichst kontextfreien Instrumentalisierung entspricht.¹¹ Wissenschaftliche Termini implizieren stärkere »Verteidigungspflichten« und »Begründungserwartungen«,¹² denen sich diejenigen unterwerfen, die nicht allein im Rahmen ihrer nationalen Sprachgemeinschaft, sondern notwendig im internationalen Maßstab mit Erkenntnisresultaten und deren praktischer Umsetzung befaßt sind. Sicher ist die Pointe von der »Umgangssprache als jeweils letzter Metasprache« richtig¹³, derzufolge die Wissenschaftssprache von der Umgangssprache sich nicht völlig lösen kann, weil die

Zeichentabellen, Konstruktions- und Anwendungsregeln aller denkbaren Sonder-, Kunst- und Formalsprachen ihre Bedeutung der Gemeinsprachlichkeit verdanken, aus der sie durch Vereinbarung hervorgegangen sind. Und doch eignet den formalen Sprachregelungen wissenschaftlicher und technologischer Rationalität aus Gründen der Exaktheit und Überprüfbarkeit, der Übersetzbarkeit und des internationalen Austauschs ein gefährlicher Zug zur Verselbständigung, zur Eigendynamik, der geradezu daran gelegen ist, das wissenschaftlich-technische Fortschreiten gegen mögliche Unschärfen aus dem natürlichen Umgangssprachgebrauch und gegen mögliche Bedenken aus der öffentlichen Diskussion zu immunisieren.¹⁴

Die starke Spannung, der Wissenschafts- und Fachsprachen aufgrund internationaler »Terminologienormung«¹⁵ innerhalb der nationalen Sprachgemeinschaft allgemein ausgesetzt sind, ergab sich für die deutschen Anfänge dieser Entwicklung im 18. Jahrhundert aus der geschichtlichen Zwangssituation: einerseits gingen die Anstrengungen dahin, bezüglich des fortgeschrittenen europäischen Wissensstands den nationalsprachlichen Anschluß nicht zu verpassen und aus dem Bann der Fremdvermittlung sich zu befreien; andererseits galt es, die durch Partikularinteressen und Standesborniertheit verursachte Rückständigkeit und Isolation rasch zu brechen und dem internationalen Normanspruch zu genügen. Diese historischen Schwierigkeiten sind von der Forschungsliteratur über Wissenschafts- und Fachsprachen im 18. Jahrhundert durchweg bestätigt worden.¹⁶ Die im Entstehen begriffene deutsche Wissenschaftssprache, bemüht, fremdsprachig tradierte Verstandesresultate den eigenen Erfahrungs- und Verständnisräumen zu integrieren und diese damit zu festigen, blieb gleichwohl den internationalen Formalisierungsdeterminanten verhaftet. Das brachte sie in Konflikt mit der bürgerlichen Bildungsvorstellung des *sensus communis*, den fortan Dichtungstheorie und Literatur besser vertraten. Eine gigantische Aufgabe kam da auf die Gelehrten und Schriftsteller des 18. Jahrhunderts in Deutschland zu. Das Obersächsisch-Meißnische, zwischen Johann Jänichen (*Gründliche Anleitung zur poetischen Elocution*, 1706) und Johann Christoph Adelung auf dem Höhepunkt der Wertschätzung, bot die Voraussetzung zur Schaffung einer deutschen Bildungssprache, die nach dem übereinstimmenden Votum Leibnizens und Wolffs zunächst der Wissenschaft genügen sollte; der aber zugleich, das bewiesen Einwände, die Breitinger, Baumgarten, Meier und Lessing gegen Gottsched erhoben, auch von seiten der historisch kritischen Poetik formprägende Impulse abverlangt wurden. Die der Wolffschen Subsumtionslogik opponierende *Aesthetica* Baumgartens, Meiers *Anfangsgründe* sowie die der formalen Autorität weltlicher und geistlicher Macht abholde Empfänglichkeit bei Gellert, Lessing und der La Roche behaupten das Recht des Individuellen, Besonderen, Außerordentlichen, für das in aufklärerischer Wissenschaftstheorie (Descartes, Newton, Wolff) und absolutistischem Ständestaat kein eigens zugestandener und anerkannter Platz ist.¹⁷ Derart implizierte die auf den ostmitteldeutschen Verhältnissen aufbauende deutsche Bildungssprache des 18. Jahrhunderts – von Logik und Ästhetik, wie angedeutet, kontrovers ausgestattet – eine politisch didaktische Initiative, der es darum zu tun war, die beste-

hende Konfrontation gegenüber regionalen Sonderinteressen und ständischen Schranken abzumildern und auszugleichen.

Zu den hier angesprochenen Dimensionen des Tagungsthemas noch wenige Bemerkungen, mit Blick auf die nationale Sprachnormfrage.

Als Bildungssprache bezeichne ich den in sich gegenläufig beziehungsreichen wissenschaftlichen und dichterischen Schriftsprachenkomplex. Als Trägerschaft kommt jene Schicht der Gebildeten, Gelehrte und Schriftsteller, in Frage, die mit Rudolf Vierhaus als »Bürgerliche im neuen Sinne« bezeichnet werden können und die, wegen des für sie zutreffenden Ungleichgewichts von politischem Einfluß, sozialer Reputation, Wissens- und Besitzstand, in der »ständischen Gesellschaft [...] keinen vorgegebenen Platz besaßen«. Diese Gebildeten, man möchte sagen, eben weil mit allen Vor- und Nachteilen des soziologisch Unzurechnungsfähigen behaftet, waren das »dynamische Element im deutschen Sozialgefüge des 18. Jahrhunderts«¹⁸ und daher am ehesten in der Lage, die nationale Sprachnorm glaubwürdig ständeübergreifend und gesellschaftsintegrativ zu vertreten. Die so gesehene Bildungssprache erfüllt m. E. seither den Sprachnormanspruch, da ihr als schriftlicher Vermittlungsinstanz der Kulturtradition die Geschichtsmächtigkeit kaum bestritten werden kann, auch nicht angesichts jüngerer Kanonüberlegungen.

Die kontrovers geführte innere Auseinandersetzung erwuchs der Bildungssprache aus dem Zusammentreffen von Wissenschaft und Dichtung, Logik und Ästhetik, nomologischem und hermeneutischem Denken, aufgrund der Provokation, die Wolffs sprachformal rationalistische Reduktionen spätestens für die Dichtersprache der »Bremer Beiträge« bedeutete.¹⁹ Durchgängig ist der systematische Gedankengang Wolffs von der Befürchtung beherrscht, der nicht logisch disziplinierte Verstand möchte, durch Schein, Einbildungskraft und Fiktion verführt, weltfremd, leer, wesenlos, verstiegen oder irrational werden. Kompakt sprachtheoretisch ist das den Paragraphen der *Deutschen Metaphysik* zu entnehmen, die der Zeichenlehre gewidmet sind. Um dem Risiko der »semantischen Umweltverschmutzung«²⁰ vorzubeugen oder, wie Wolff sagt, um der Gefahr zu steuern, daß »wir leere Worte, mit denen kein Begriff verknüpft ist, für Erkenntnis halten, und Wörter für Sachen ausgeben«²¹, unterscheidet er zwischen den »willkürlichen Zeichen« der (deduzierenden) figürlichen Erkenntnis und den »natürlichen Zeichen« der (empirischen) anschauenden Erkenntnis, die zusammen eine sichere Wahrheitsfindung gewährleisten sollen.²² – Das Sprach- und Dichtungsverständnis des 18. Jahrhunderts vor Wilhelm von Humboldt hatte mit solchen Zuordnungen seine liebe Not. Schließlich bot Wolffs Erkenntnistheorie, die zum Zweck der Tatsachenfeststellung vom willkürlichen Zeichencharakter der Worte (*termini*) auf die im Bewußtsein als Gedanken oder Begriffe (*notiones*) repräsentierten Dinge (*res*) zu schließen versucht, lediglich Anlaß, die Einbildungskraft (*imaginatio*) vom klar und deutlich denkbar Möglichen her einzuengen. Das Sprachzeichen, entweder als willkürlich auf formale Intelligenz oder als natürlich auf faktisch Gegebenes reduziert, die beide in der Erkenntnis möglichst überein kommen sollen, erscheint in solcher Zurichtung instrumentalisiert, allenfalls ein Werkzeug, mit dessen Hilfe

ein sprachlos angenommener Zusammenschluß von Mensch und Welt in seinen Verweisungsfunktionen erhellt wird. Für die Darstellung des Individuellen, des Unteilbaren, des Einzigartigen und Außerordentlichen, das sich weder planen noch disziplinieren läßt, das nur aus der Evidenz die Qualität der vollkommenen Erscheinung empfängt, war da nichts zu holen. Der Widerstand gegen das, was Wolff »abgemessene Bedeutung« und Gottsched analog »regelmäßige Dichtung« nannte, meldete sich unabweisbar zu Wort. Breitingers Plädoyer für die verfremdende Verwandlung des pragmatisch Vertrauten, die er als das Wesen metaphorischer Rede bezeichnete; Gellerts Eintreten für die Lebhaftigkeit des Prosastils; Klopstock und seine Vorstellung von der prophetischen Mittlerrolle des Dichters, der die Übereinkunft von »denken« und »empfinden« zugrunde liegt; Lessing in seinen *Abhandlungen über die Fabel*, in denen er Leibnizens Monadenbegriff als Modell für sein Poesieverständnis bemüht: »Das Allgemeine existiert nur in dem Besonderen, folglich muß es die Form der Individualität erhalten, unter der es allein wirklich sein kann, wenn die Anschauung den höchsten Grad ihrer Lebhaftigkeit erreichen soll«; nicht zuletzt Adaptionen im Rahmen der Rousseau-, Sterne-, Shakespeare-Rezeption, die Klage über die »entgötterte Natur« und der Rückgriff auf antike Mythologeme – alles dies sind Indizien, die zum literarischen Sprachexperiment gegen die szientistischen Standardisierungen Wolffs und seiner Anhänger aufrufen. – Hinzugefügt sei, daß die vorklassischen Erneuerer ihre sprachästhetische Originalität als kritische Transzendierung des Wolffschen Sprachformalismus, weil von diesem ebenso abgesichert wie abgehoben, erst eigentlich ungehemmt und weitgehend risikofrei entfalten konnten.

Der wechselseitigen Verklammerung von Wissenschaft und Dichtung innerhalb der Bildungs-Schrift-Sprache wäre noch detaillierter nachzugehen. Ich möchte mich hier auf einen weiteren Punkt beschränken.

Die Thematisierung des gegen Wolff geforderten Sprachexperiments hat, soweit ich sehe, zuerst G. F. Meier theoretisch aufschlußreich vorgenommen, wenn er in der *Einleitung* zu den *Anfangsgründen* (1748/50) die Dichtersprache als Belebung des »ganzen Menschen« heraushebt; sie hindere die Gelehrsamkeit nicht, aber mache sie menschlicher. Und mit solch unverhohlener Präferenz des menschlich vollkommenen »Aestheticus« gegenüber der »schulfüchsig und düsteren Kreatur« des »Logicus«²³ verbindet Meier die Hoffnung auf Stärkung des Geschichtsbewußtseins, »das seiner Natur nach eine Erkenntnis einzelner Dinge ist«.²⁴

Mit der Frage, wie der »ganze Mensch« auf Gesichtssinn hin zu bilden sei, die Meier nicht dem wissenschaftlichen sondern dem dichterischen Sprachparadigma anvertraut, ist ein Problem aufgeworfen, das die sensus communis-Diskussion des 18. Jahrhunderts beherrscht und in der Auseinandersetzung zwischen Herder und Kant entscheidungsfähig wird. – Um es mit Kant zu formulieren: die »bestimmte Urteilskraft«, die unter ein vorgegebenes Allgemeines subsumiert, verlangt nach einem anderen Sprachgestus als die »reflektierende Urteilskraft«, die aus der Erfahrung des Besonderen ein Allgemeines immer erneut zu vereinbaren bestrebt ist.²⁵ Um es moderner zu sagen: zweckrationales Handeln im Sinne der Überlebenstechnologie und kommunikatives Handeln im Sinne des geschichtlich

Menschenmöglichen sind die konkurrierenden Motive, die sich innerhalb der Bildungs-Schrift-Sprache des 18. Jahrhunderts gegenseitig herausarbeiten und deren Normanspruch begründen. Sie erreicht in kurzer Zeit einen Entwicklungsstand, über den Goethe urteilen kann: »Die deutsche Sprache ist auf einen so hohen Grad der Ausbildung gelangt, daß einem jeden in die Hand gegeben ist, sowohl in Prosa als auch in Rhythmen und Reimen sich dem Gegenstande wie der Empfindung seinem Vermögen nach glücklich auszudrücken.«²⁶ – Wilhelm von Humboldt rühmt an dieser Bildungssprache ihre »Beugsamkeit gegen das Objektive und gegen verschiedene Kreise der Individualität zugleich«. Sie darf »weder ganz Abbild des Darzustellenden, noch bloß ein Zeichen für dasselbe, und muß doch beides zugleich sein. Als Abbild dürfte sie der Willkür des Gebrauchs gar keinen Spielraum lassen; als Zeichen müßte sie bloß diese Willkür an sich tragen.«²⁷

Ich habe der Bestimmung der Bildungs-Schrift-Sprache hier deshalb so breiten Raum gewährt, weil ich davon überzeugt bin, daß ihr die Bedeutung des Regulativs zukommt, von dem aus allen anderen Sprachen, den Dialekten und Soziolekten in Rede und Schrift prinzipielles Gewicht und historisches Recht zugesprochen werden kann. Es darf angenommen werden, daß die Bildungssprache vom ostmitteldeutschen Raum ausgehend und seit Beendigung des Siebenjährigen Krieges um Brandenburg-Preußen erweitert, attraktiv genug war, um auf den Sprachumgang an den Schulen und Universitäten, in schöngeistigen Zirkeln, Salons, Logen, auch in den Lesegesellschaften entsprechende Resonanz zu erzeugen. Unbeschadet der mundartlichen Gebundenheit, die vielen Gelehrten und Schriftstellern der Zeit nachgesagt wird, und die – je mehr der *sensus communis* sich bildungssprachlich festigt – als anerkanntes Attribut der Person in ihrem natürlichen Gesprächsverhalten gilt; die Mundart als Volkssprache wird darüber hinaus von der Ursprungsidee der dichterischen Sprache aus neu entdeckt (Hermann, Herder).

Vorsichtiger ist die Frage anzugehen, was soziologisch gesehen, freilich immer gebunden an Ausgleichsbewegungen zur Bildungssprache in Rede und Schrift, oberhalb zur Gesellschaftssprache adeliger Kreise, unterhalb zur Verkehrssprache der Handwerker und Bauern in Familie und Berufspraxis auszumachen ist. – Als Friedrich II. in *De la littérature allemande* (1780) seine Einschätzung von dem angeblich erbärmlichen Zustand der deutschen Literatursprache bekanntgibt, ist er kulturhistorisch sicher nicht mehr auf der Höhe der Zeit. Und doch enthält die Schmähschrift aufschlußreiche Belege zur Beantwortung der Frage, warum die Höfe an französischer Konversation und Korrespondenz festhalten: bildungsökonomische Vorurteile und Apartheitsgründe schließen sich zum Anlaß für die in Deutschland verspätet einsetzende »Querelle« zusammen. – Wichtiger ist zu dieser Zeit bereits das durch Formierung der bürgerlichen Gesellschaft, Arbeitsteilung, das entstehende System der Bedürfnisse und beginnende Durchlässigkeit der Standesgrenzen verursachte Problem der Verkehrssprachenvielfalt. Sie ist seit Rousseaus *Diskursen* (1750 und 1755) für die aufklärerische Sprachkritik immer wieder ein Stein des Anstoßes. Hölderlin schreibt im *Hyperion*: »Ich kann kein Volk

mir denken, das zerrißner wäre, wie die Deutschen. Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Herrn und Knechte, Jungen und gesetzte Leute, aber keine Menschen – ist das nicht, wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinander liegen, indessen das vergoßne Lebensblut im Sande zerrinnt?«²⁸ – Bemerkenswert erfolgt Hölderlins Einwand vor dem Hintergrund der vollkommenen Menschenbildung, die Gegenstand des Briefromans ist, vorgetragen von Hyperion, da er die von Diotima verheißenen »dichterischen Tage« zu ahnen und wahrzunehmen beginnt. Diese sind unlösbar verknüpft mit Hölderlins Vorstellung vom Gedicht als der »Metapher Einer intellektuellen Anschauung«²⁹, in der Selbstausslegung und Weltbezug des Menschen, Sprache als Inbegriff möglicher Welterfahrung (Sprachapriori) und Sprache als geschichtlich bestimmte konkrete Gestalt (Sprachzweck: Gegenstandswissen, Motivwissen) zu der »Einen« ästhetischen Erfahrung werden. Dieses Vermittlungsganze der Sprachkritik als das Ziel der Sprachbildung jeder Volksgemeinschaft, gleich ob in begrifflicher oder metaphorischer Form, mußten sich die Deutschen im 18. Jahrhundert erst einmal erschließen und zuordnen, bevor sie die innere und äußere »Mehrsprachigkeit« nicht mehr als historisches Schicksal, babylonische Sprachverwirrung, Irritation oder Entfremdung ansehen, sondern als die Möglichkeit des freien Umgangs mit sich und der Welt annehmen konnten. Mit anderen Worten: Weil der Mensch einerseits in einer Sprache immer schon zu Hause ist (natürliche Rede), das andererseits aber auch im Sinne der Gegenstands- und Sinnkonstitution zu begreifen vermag (philosophische, wissenschaftliche, literarische Sprachkritik), ist Verständigung über fachliche Spezialisierung, über soziale Barrieren, regionale Schranken und nationalstaatliche Grenzen hinweg möglich und wirklich; sind Menschen imstande, zugleich ebenso alltäglich wie fach- oder berufsspezifisch, ebenso herkunftstreu oder provinziell wie weltläufig miteinander zu kommunizieren. Im Rahmen dieses Gedankengangs möchte ich an der Eingangsthese des Buches von Mario Wandruszka *Die Mehrsprachigkeit des Menschen* (1979), um der systematischen und historischen Bedeutung des angesprochenen Problems willen, eine Korrektur der dort formulierten Alternative vornehmen: »Der alte Satz ›Der Mensch ist das Wesen, das Sprache hat‹, ist eine ganz unzulängliche Bestimmung des Menschen. In Wahrheit muß er lauten: ›Der Mensch ist das Wesen, das mehrere Sprachen lernt.‹« – In Wahrheit muß er lauten: Der geschichtlich existierende Mensch ist imstande, mehrere Sprachen zu lernen, weil er das Wesen ist, das Sprache hat! – Ein folgenreiches Mißverständnis würde das für spitzfindige Besserwisserie halten. Das Verhältnis von Sprachreflexion, Bildungssprache, Sprachnormfrage und Sprachpragmatik, Sprachgeschichtsforschung, konkrete innere und äußere »Mehrsprachigkeit« ist keine Fiktion, von der man mit entschlossenem Blick auf die Sprachwirklichkeit der alltäglichen Lebenswelt zur eigentlichen Tagesordnung überzugehen hätte, sondern als Beziehungssinn methodische Voraussetzung für Einsichten in das bezeichnete Vermittlungsganze jeder realen Sprachgestalt, in deren Sinn oder Unsinn, deren Erfüllung oder Verfehlung, Wahrheit oder Lüge, aber auch stets in deren Möglichkeit der Resurrektion durch sich

selbst. Erst die Vorstellung vom Menschen, der »die Vermittlung nicht außer sich hat, sondern diese selbst ist« (Hegel³⁰), erlaubt dem Sprachpragmatiker die methodisch unumgängliche Intuition von der Einheit des Mannigfaltigen.

Anmerkungen

1. G. W. Leibniz, *Die Elemente der Vernunft* (1686); in: G. W. L., *Schöpferische Vernunft. Schriften aus den Jahren 1668–1686*. Zusammengestellt, übersetzt und erläutert von W. von Engelhardt, Marburg/Lahn 1951, S. 202.

2. G. W. Leibniz, *Unvorgreifliche Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache* (1697); in: G. W. L., *Deutsche Schriften*, hrsg. von W. Schmied-Kowarzik, 2 Bde., Leipzig 1916; Bd. 1, S. 25.

3. Hierzu W. Henzen, *Schriftsprache und Mundarten. Ein Überblick über ihr Verhältnis und ihre Zwischenstufen im Deutschen*, Bern 1954. – D. Nerius, *Untersuchungen zur Herausbildung einer nationalen Norm der deutschen Literatursprache im 18. Jh.*, Halle 1967. – H. Henne, *Das Problem des Meissnischen Deutsch oder »Was ist Hochdeutsch« im 18. Jh.*; in: ZMF 35, 1968, S. 109–129. – H. Henne, *Deutsche Lexikographie und Sprachnorm im 17. und 18. Jh.*; in: *Wortgeographie und Gesellschaft. Festgabe für L. E. Schmitt zum 60. Geburtstag*, hrsg. von W. Mitzka, Berlin 1968, S. 80–114; auch in: H. H. (Hrsg.), *Deutsche Wörterbücher des 17. und 18. Jhs. Einführung und Bibliographie*, Hildesheim, New York 1975, S. 1–37. – U. Bichel, *Problem und Begriff der Umgangssprache in der germanistischen Forschung*, Tübingen 1973. – D. Josten, *Sprachvorbild und Sprachnorm im Urteil des 16. und 17. Jhs. Sprachlandschaftliche Prioritäten, Sprachautoritäten, Sprachimmanente Argumentation*, Frankfurt/Main u. Bern 1976 (Europäische Hochschulschriften, Reihe I, Bd. 152).

4. G. W. Leibniz, *Ermahnung an die Deutschen, ihren Verstand und ihre Sprache besser zu üben* (1683); in: G. W. L., *Deutsche Schriften*, Bd. 1, S. 14 und S. 19.

5. G. W. Leibniz, *Unvorgreifliche Gedanken*, a. a. O., S. 25f.

6. G. W. Leibniz, *Ermahnung*, a. a. O., S. 15f.

7. M. Opitz, *Buch von der Deutschen Poeterey* (1624), Cap. II: *Worzue die Poeterey und wann sie erfunden worden*.

8. D. Kimpel, *Zur Bedeutung empirischer Verfahren im Rahmen der transzendental hermeneutischen Literaturwissenschaft*; in: U. Nassen (Hrsg.), *Studien zur materialen Hermeneutik*, München 1979; S. 9–47.

9. P. Piur, *Studien zur sprachlichen Würdigung Christian Wolffs*, Halle 1903. – M. Wundt, *Die deutsche Schulphilosophie im Zeitalter der Aufklärung*, Tübingen 1945. – E. A. Blackall, *The Emergence of German as a literary Language 1700–1775*, Cambridge 1959; dt.: *Die Entwicklung des Deutschen zur Literatursprache 1700–1775. Mit einem Bericht über neue Forschungsergebnisse 1955–1964* von D. Kimpel, Stuttgart 1966. – W. Seibicke, *Christian Wolffs Anteil an der Herausbildung des modernen Technikbegriffs*; in: *Festschrift für F. von Zahn*, Bd. 2: *Zur Sprache und Literatur Mitteldeutschlands*, hrsg. von R. Olesch und L. E. Schmitt, Köln u. Wien 1971 (Mitteldeutsche Forschungen 50/II), S. 179–199.

10. Das habe ich den von J. Gessinger, *Sprache und Bürgertum. Sozialgeschichte sprachlicher Verkehrsformen im Deutschland des 18. Jhs.*, Stuttgart 1980 und von G. Jäger, *Schule und literarische Kultur. Sozialgeschichte des deutschen Unterrichts an höheren Schulen von der Spätaufklärung bis zum Vormärz*, Bd. 1, Stuttgart 1981 diskutierten Quellen erneut entnehmen können, obwohl in den eben erschienenen Büchern die Bedeutung Wolffs für die Sprachbildung im 18. Jh. nicht eigens behandelt wird.

11. Hierzu vgl. L. Drozd, W. Seibicke, *Deutsche Fach- und Wissenschaftssprache. Bestandsaufnahme – Theorie – Geschichte*, Wiesbaden 1973. – H.-R. Fluck, *Fachsprachen. Einführung und Bibliographie*, München 1976 (UTB 483). – W. Mentrup (Hrsg.), *Fachsprache und Gemeinsprache*. Jahrbuch 1978 des Instituts für deutsche Sprache, Düsseldorf 1979 (Sprache der Gegenwart

Bd. XLVI). – W. von Hahn (Hrsg.), *Fachsprachen*, Darmstadt 1981 (Wege der Forschung Bd. CDXCVIII). – U. Troitzsch (Hrsg.), *Technologischer Wandel im 18. Jh.*, Wolfenbüttel 1981 (Wolfenbütteler Forschungen Bd. 14).

12. P. Janich, *Die methodische Abhängigkeit der Fachsprachen von der Umgangssprache*; in: J. S. Petöfi, A. Podlech, E. von Savigny (Hrsg.), *Fachsprache – Umgangssprache*, Kronberg/Ts. 1975, S. 33–54. – J. Habermas, *Umgangssprache, Bildungssprache, Wissenschaftssprache (1977)*; in: J. H., *Kleine politische Schriften I–IV*, Frankfurt/Main 1981, S. 340–361.

13. J. Habermas, *Der Universalitätsanspruch der Hermeneutik*; in: *Hermeneutik und Ideologiekritik*, Frankfurt/Main 1971, S. 122.

14. J. Habermas, *Technik und Wissenschaft als ›Ideologie‹*, Frankfurt/Main 1968. – Ders., *Theorie des kommunikativen Handelns*, 2 Bde., Frankfurt/Main 1981.

15. E. Wüster, *Internationale Sprachnormung in der Technik*, 2. Auflage Bonn 1966.

16. W. Busch, *Die deutsche Fachsprache der Mathematik. Ihre Entwicklung und ihre wichtigsten Erscheinungen mit besonderer Rücksicht auf J. H. Lambert*, Gießen 1933. – W. Taenzler, *Der Wortschatz des Maschinenbaus im 16., 17. und 18. Jh. Ein lexikalischer und sprachwissenschaftlicher Beitrag zur Kultur- und Volkskunde*, Diss. Bonn 1955 (masch.). – K. Kehr, *Die Fachsprache des Forstwesens im 18. Jh. Eine wort- und sachgeschichtliche Untersuchung zur Terminologie der deutschen Forstwirtschaft*, Gießen 1964. – W. Seibicke, *Technik. Versuch einer Geschichte der Wortfamilie um technē in Deutschland vom 16. Jh. bis etwa 1830*, Düsseldorf 1968 (Technikgeschichte in Einzeldarstellungen Nr. 10). – W. von Hahn, *Die Fachsprache der Textilindustrie im 17. und 18. Jh.*, Düsseldorf 1971 (Technikgeschichte in Einzeldarstellungen Nr. 22). – H.-R. Spiegel, *Zum Fachwortschatz des Eisenhüttenwesens im 18. Jh. in Deutschland*, Düsseldorf 1972 (Technikgeschichte in Einzeldarstellungen Nr. 24).

17. R. Koselleck, *Kritik und Krise. Ein Beitrag zur Pathogenese der bürgerlichen Welt*, Freiburg i. Br. 1959. – D. Kimpel, *Aufklärung, Bürgertum und Literatur in Deutschland*; in: *Propyläen Geschichte der Literatur*, Berlin 1981 ff., Bd. IV, S. 52–74.

18. R. Vierhaus, *Deutschland im 18. Jh.: soziales Gefüge, politische Verfassung, geistige Bewegung*; in: *Lessing und die Zeit der Aufklärung*, Göttingen 1968 (Veröffentlichung der J. Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften in Hamburg), S. 12–29.

19. Zu nachfolgenden Bemerkungen vgl. D. Kimpel, *Christian Wolff und das aufklärerische Programm der literarischen Bildung*; in: *Christian Wolff 1679–1754. Interpretationen zu seiner Philosophie und deren Wirkung*, hrsg. von W. Schneiders, Hamburg 1983 (Studien zum 18. Jh., hrsg. von der Deutschen Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jhs. Bd. 4), S. 203–236.

20. W. Stegmüller, *Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie. Eine kritische Einführung*, 2 Bde., Stuttgart 1960/75; Bd. 2, Einleitung S. X.

21. Ch. Wolff, *Vernünfftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt (Deutsche Metaphysik, 1720)*, 2. Aufl. Halle 1722, Cap. 3, § 320.

22. Ebd. Cap. 3, §§ 291, 293–295, 316.

23. G. F. Meier, *Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften*, 3 Teile, Halle 1748/50; Teil 1, Einleitung §§ 5, 14.

24. G. F. Meier, *Betrachtungen über die Schranken der menschlichen Erkenntnis*, Halle 1755, §§ 9, 10, 16.

25. Hierzu D. Kimpel, *Die Hermeneutik des ›als-ob‹. Zur transzendentalistischen Begründung der sprachästhetischen Erfahrung*; in: V. Bohn (Hrsg.), *Literaturwissenschaft. Probleme ihrer theoretischen Grundlegung*, Stuttgart 1981, S. 66–104.

26. J. W. von Goethe, *Für junge Dichter (1832)*; in: J. W. v. G., *Werke, Kommentare und Register. Hamburger Ausgabe in 14 Bden.*, 8. Aufl. 1978, Bd. 12, S. 358.

27. W. von Humboldt, *Über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung*; in: W. v. H., *Werke in 5 Bden.*, hrsg. von A. Flitner und K. Ziel, Stuttgart 1960 ff., Bd. 3, S. 21.

28. F. Hölderlin, *Sämtliche Werke. Große Stuttgarter Ausgabe*. Hrsg. von F. Beißner, Stuttgart 1943 ff., Bd. 3, S. 153.

29. F. Hölderlin, *Über den Unterschied der Dichtarten*; in: Ebd. Bd. 4/1, S. 266. Hölderlin be-

vorzugt sonst durchweg »intellectuale Anschauung«. Er verbindet mit dieser Wendung etwa das, was Fichte »Einbildungskraft« nennt.

30. G. W. F. Hegel, *Phänomenologie des Geistes*. Nach dem Text der Originalausgabe hrsg. von J. Hoffmeister, 6. Aufl. Hamburg 1952 (Philosophische Bibliothek Bd. 114), Vorrede S. 30.

Helmut Henne (Braunschweig)

Innere Mehrsprachigkeit im späten 18. Jahrhundert Argumente für eine pragmatische Sprachgeschichte

für Theodor Bernd,
»Ausarbeiter« des von J. H. Campe
»veranstalteten und herausgegebenen« Wörterbuchs

0. Vorbemerkung über die Verbeugung und den Bückling

In dem Wörterbuch des Braunschweiger Lexikographen und Pädagogen Joachim Heinrich Campe heißt es unter dem Lemma *grüßen* im Jahre 1808: »Er grüßte die Versammlung mit einer tiefen Verbeugung.« Und unter dem Stichwort *verbeugen* heißt es dann im Jahre 1811 weiter: »[...] und er bekam kaum einen Nick zum Dank.« Indem ich eine Verbeugung gemacht habe und sie auch so bezeichne, habe ich mich zu den feineren Sitten bekannt und Sie, geehrtes Publikum, in Begriffen des 18. Jahrhunderts der besseren Gesellschaft zugerechnet. Denn bei Campe heißt es weiter: »Verbeugung und Bückling sind eben so verschieden wie sich verbeugen und sich bücken. Der Hofmann macht vor seinem Fürsten eine Verbeugung, der Bauer vor seinem Herrn einen Bückling [...] das letzte (ist) niedrig.« Hofmann und Bauer sind unterschiedliche Stände. Der eine Stand ist »niedrig«, wie wir gehört haben. Beide Stände werden, so darf man vermuten, auch unterschiedliche »Sprachen« sprechen. Und damit bin ich bei Kapitel 1 angelangt:

1. »Gebildete Sprache« und »gemeine Leute«

»Herder schreibt, wie er spricht, Lessing schreibt, als ob er spräche«: Das ist eine feinsinnige Bemerkung von Bruno Markwardt.¹ Ich frage: Wie hat Lessing wirklich gesprochen? Mit Korrekturen, Ausklammerungen, gefüllten Pausen, Anakoluten und Wiederaufnahmen – zum Beispiel? Und wenn man, gegen solche Fragen, meint zu wissen, wie Lessing gesprochen hat, weil man ja seine Schriften hat, in denen er schreibt, als ob er spräche – wie haben Zeitgenossen Lessings gesprochen? Zum Beispiel seine *Domestiquen*² und *Handwerker*? *Domestiquen* sind ›Hausleute‹ oder ›Hausbediente‹, wofür regional, vor allem oberdt., auch ›Brödlinge‹ oder ›Ehehalten‹ im Gebrauch war.³ Diese sind »Personen geringen Standes«⁴, also Menschen, »die sich für Brot und Lohn zu niedrigen häuslichen Diensten verpflichten.«⁵ Als Kollektivsingular führt Campe, dem ich die Zitate entnehme, hierfür *Gesinde*, »ein Sammelwort, diejenigen Personen in einem Hauswesen zu bezeichnen, die um Lohn und Brot die niedern Dienste verrichten, dergleichen die

Mägde, Knechte, Bedienten, Kutscher etc.«⁶ Und schon als gängige Redensart des 18. Jhs. führt Campe auf: »Gutes, treues Gesinde wird immer seltner.«⁷ Sind wir mit Domestiquen und Gesinde zu tief in den Alltag des 18. Jahrhunderts hinabgestiegen? Dabei sei daran erinnert, daß es unterhalb der »ständischen Gruppe« der Domestiquen noch die sozial Deklassierten gab⁸, zu denen z. B. die Bettler zu rechnen sind. Campe führt in seinem Wörterbuch 69 Lemmata mit *betteln*, *Bettel* und *Bettler* an, unter ihnen auch das Stichwort *Bettlersprache*, »die eigene Sprache, welche die Bettler unter sich zu haben pflegten.«⁹ Wer belehrt uns über diesen Alltag – auch und vor allem sprachlich?

Im »Verzeichniß der dem verstorbenen Hofrath Leßing zugehörigen Meublen etc.«¹⁰ finden sich u. a. auch vier *Pikeschen*, zwei »graue Pikeschen«, »1 Pikesch nebst Weste«, »1 kottunen Pikesche nebst Kamisol«. *Pikeschen* sind nach Campe »eine Art Überkleider, welche an den Leib anschließen und gewöhnlich an den Näthen mit Schnüren, und vorn wie hinten im Kniffe mit Quasten versehen sind.«¹¹ Dieser mit Schnüren und Quasten verzierte Überrock, dessen Bezeichnung aus dem polnischen *bekieša* entlehnt ist, war ein »modisches Kleidungsstück«¹² des späten 18. Jhs. und wird von Kindleben in seinem Studenten-Lexikon von 1781 (dem Todesjahr Lessings) folgendermaßen charakterisiert: »Jetzt sind die gangbarsten Kleidungsstücke der Musensöhne [. . .] Pikeschen, Oberkleider [. . .] nach polnischer Art gemacht.«¹³ Waren die Wolfenbütteler oder Braunschweiger Schneider in der Lage, solche modischen Überkleider herzustellen? Und wer waren Lessings Schneider? Wie sprach er mit ihnen? Wie insgesamt mit seinen Handwerkern – um eine »ständische Gruppe« zu nennen, die eine Stufe höher stand als die »Bedienten«. Auffällig ist, daß der die hochdeutsche Sprache kodifizierende Campe für *Schneider* auch das niederdeutsche *Snider* verzeichnet, darüber hinaus auch auf *Schrader* als eine weitere niederdeutsche Bezeichnung verweist¹⁴ (die sich von mhd. *schrōt* ›Schnitt, Hieb, Wunde‹ herleitet und die ostfälische Variante zu *Schröder* ist).¹⁵ Doch nicht nur regionale Varianten verzeichnet Campe (wie übrigens auch von anderen Handwerkerbezeichnungen, z. B. für *Schuster*), auch die Spottnamen der Schneider werden in seinem Wörterbuch gebucht: »Daher, daß diese Handwerker, vermuthlich wegen des vielen und krummen Sitzens schwächlich und dünn zu sein pflegen, kömmt es, daß sie bei den übrigen stärkern Deutschen schon früh verächtlich waren, woher sich noch einige verächtliche Redensarten schreiben, z. B. dünn, leicht wie ein Schneider. Dahin gehört auch die spöttische Benennung der Schneider, da man sie Böcke nennt, wogegen sie sich selbst lieber Kleidermacher nennen [. . .]«¹⁶ Ironisch könnte man fortfahren: Was wäre die deutsche Sprache ohne die Schneider? Campe notiert den *Beutelschneider* und den *Aufschneider*, aber auch, daß man in manchen Spielen *Schneider* werde, »wenn man nicht nur das Spiel verliert, sondern auch nicht einmal eine gewisse geringe Anzahl Augen hat.«¹⁷ Ich füge folgende sprichwörtliche Redensarten hinzu, die uns der Schneider besichert hat: *frieren wie ein Schneider*, *essen wie ein Schneider*, *laufen wie ein Schneider*, *den Schneider im Hause haben*. Eines ist auffällig: Es gibt sehr viele Redensarten, die die Schwierigkeiten des Schneiders belegen, seine Rechnungen zu kassieren: Die bekannteste ist: Herein, wenn's kein